

Vortragsmanuskript

Flüchtlinge vor der Tür. Wie können wir in der Pfarrei helfen?

**Eine Biblisch-Theologische Ermutigung:
„Im Flüchtling Christus erkennen“**

Sa. 22. Nov. 2014, Diözesanzentrum Obermünster, Regensburg
Referent: Dr. Reinhold Then, Bibelpastorale Arbeitsstelle

Sehr geehrter Herr DK Hubbauer,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ein Flüchtling braucht, so habe ich mir von meinem afrikanischen Freund Giscard sagen lassen, vor allem Liebe und Verständnis (Giscard H.).

Denn wer derart enturzelt ist wie jene Flüchtlinge, die derzeit bei uns ankommen, ohne Heimat, ohne Besitz, ohne Sprache, zuweilen ohne Familie, der ist schwer verletzt. Sein tiefes Trauma holt ihn ein, sobald er zur Ruhe kommt. Wohl dem, der noch Glauben hat.

Lassen Sie mich persönlicher beginnen.

Als ich Mitte September in unserer Kirchenbank einer syrischen Flüchtlingsfamilie begegnet bin, habe ich das Antlitz Christi berührt. Es war Zufall, nein, es war Fügung, dass wir uns begegnet sind. Als meine Frau und ich eine Woche später die siebenköpfige Familie zum Mittagessen ins Wohnzimmer holten, konnte ich Youssef, dem Syrer, auf einem Foto zeigen, dass ich ihn vor 5 Jahren in seinem Möbelgeschäft in Damaskus fotografiert hatte und wir uns schon einmal begegnet waren. Ein Zufall oder Fügung? Ich habe verstanden, was das Wort bedeutet: Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich nicht aufgenommen... Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.

„Ich war fremd und obdachlos.“ Was bedeutet das? Es bedeutet, ohne deutsche und europäische Sprache im Jobcenter in Regensburg, Landshut oder Tirschenreuth zu stehen und auf einen Lotsen angewiesen zu sein. Es bedeutet, nicht, aber auch gar nicht zu verstehen, was deutsche Behördensprache meint. Oder würden Sie etwas verstehen, wenn Sie im Jobcenter in Damaskus vor einem syrischen Beamten stehen und er ihnen zu erklären versucht, welche Bedingungen erfüllt sein müssten, damit sie das Formblatt B27 richtig und vollständig ausgefüllt haben. Das meint „fremd sein“, eine Sprache zu sprechen, die niemand versteht, eine Sprache zu hören, die Sie nicht verstehen. Sei es in der Familienkasse der Stadt oder im Gottesdienst der Kirche, sei es vor dem Ticketautomaten der Bundesbahn oder im Pfarrheim.

Der Spracherwerb scheint mir die wichtigste Hürde zu sein. Als meine Frau und ich letzten Sonntag im Asylheim mit unserer melkitischen Familie aus Damaskus das Evangelium durchbuchstabierten, da war dies ein Lehrstunde wie das Wort des Lebens berühren kann.

Ich hatte, wie für jeden Sonntag, das Evangelium zweisprachig abgedruckt und es ihnen für die Sonntagsmesse mitgegeben. Am Abend nun wurde es nochmals verkündet. Youssef, der Hausvater, las den gesamten Text in Arabisch und die ganze Kinderschar, fünf an der Zahl, war schlagartig still.

Dann durfte jeder einen Vers laut lesen, wortweise, silbenweise und das reihum. Christus war in unserer Mitte förmlich zu spüren. Und wenn wir morgen Abend Mt 25 lesen, dann würde ich am liebsten weinen.

„Der Hauch eines Kindes in der Schule“, so ein rabbinisches Sprichwort, „lässt die Schechina, die göttliche Einwohnung, erscheinen.“

„Ich war obdachlos“. Es kann meinen, dass meine syrische Flüchtlingsfamilie aus Damaskus gestern noch in Damaskus begütert war und heute Dschihadisten aus der Türkei ihren Betrieb sinnlos zerstört haben, nur weil sie Christen sind. Und weil diese Wahnsinnigen dabei sind ihre Familie zu entführen, haben sie Hals über Kopf ihre Heimat verlassen müssen. Wohl dem, der Glauben hat.

„Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“

Wer wollte ein solches Jesuswort erfinden? Wir treffen auf ein Urgestein jesuanischer Botschaft, das Matthäus als Sondergut am Ende der öffentlichen Reden Jesu platziert und dessen Gegenüber sich am Anfang der Bergpredigt, der ersten Redensammlung Jesu befindet, bei den Seligpreisungen nämlich.

Achten wir darauf, wo wir stehen, ob wir uns angesprochen fühlen oder ob andere gemeint sind.

Selig, die arm sind vor Gott; /
denn ihnen gehört das Himmelreich.
4 Selig die Trauernden; /
denn sie werden getröstet werden.
5 Selig, die keine Gewalt anwenden; /
denn sie werden das Land erben.
6 Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; /
denn sie werden satt werden.
7 Selig die Barmherzigen; /
denn sie werden Erbarmen finden.
8 Selig, die ein reines Herz haben; /
denn sie werden Gott schauen.
9 Selig, die Frieden stiften; /
denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.
10 Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; /
denn ihnen gehört das Himmelreich.
(Mt 5,3-10)

Wie kommt Jesus zu einem solchen Gottesbild? Weil der Gott Israels schon immer ein Gott der Armen und Schwachen und Fremden war. In Psalm 146 lesen wir: „Der Herr beschützt die Fremden und verhilft den Waisen und Witwen zu ihrem Recht.“ (Ps 146,9). Bei ihnen schon ließ sich der Gott Israel finden.

Jesus verlängert dieses Gottesbild: Er macht sich zum Anwalt jener Schwachen, ja noch mehr: Er identifiziert sich mit ihnen derart, dass er genau bei ihnen sich finden lässt. „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan....Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“ (Mt 25,40.45).

In Christus finden wir die göttliche Empathie zu den Schwachen, Armen und Fremden. Diese Empathie beschreibt der Johannesprolog mit den Worten:

„Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ (Joh 1,11).

Und Lukas schreibt: „und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.“ (Lk 2,7b).

Christus wird als Fremder beschrieben, fremd im eigenen Land.

An anderer Stelle lesen wir, „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (Mt 8,20/Lk 9,58)

Diese Welt ist für Christus die Fremde, in der er bis zur Gottverlassenheit geht und **lässt sich am Ende im äußersten denkbaren Leid finden, um auch den äußersten Verwerfungen menschlicher Existenz nahe zu sein.**

Am Ende ist es die Paradoxie der Weisheit Gottes, dass er sich genau dort finden lässt. Wer Christus bei den Kranken, Hungernden, Gefangenen, Fremden und Obdachlosen findet, dessen Leben wird umgestaltet. Der eine findet Halt beim himmlischen Vater, die andere ist nicht zu bremsen in ihrer Fürsorge für solche Nächsten.

Dabei ist die Kultur der Empathie und des Miteinanders wichtig. Seid barmherzig wie ich und der Vater barmherzig sind.

Lasst euch anrühren vom Antlitz Christi in diesen Menschen, die der Hilfe bedürfen.

Schauen wir in die Rezeptionsgeschichte von Mt 25: Jesus im Geringsten.

Zunächst Paulus. Wie hat er dieses Antlitz Christi verstanden?

Er gibt uns Antwort im Philemonbrief. Der entlaufene Sklave Onesimus, er ist flüchtig, ein Flüchtling. Er kommt zu Paulus. Paulus hätte ihn seinem Besitzer zurückbringen müssen und dieser hätte ihn, wie es damals bei entlaufenen Sklaven üblich war, getötet, gekreuzigt, abschreckend gequält oder zumindest geringschätzig behandelt.

Was tut Paulus, was rät er dem Flüchtling, was empfiehlt er seinem Herrn Philemon?

Er nennt Onesimus „mein Kind“, das ihm im Gefängnis zum Sohn geworden ist. Er nennt ihn „mein eigenes Herz“. Eine Liebesbeziehung also.

Zu Philemon sagt Paulus. Ich gebe ihn dir nicht mehr als Sklaven, sondern weit mehr als geliebten Bruder zurück. Paulus verbürgt sich sogar für diesen Flüchtling: „Wenn er dich geschädigt hat oder dir etwas schuldet, setz das auf meine Rechnung!“ (Phlm 18).

Wer auf Christus getauft ist, bei dem gibt es keine Herren oder Sklaven mehr.

„Es gibt nicht ...Sklaven und Freie [und man könnte ergänzend hinzufügen: Fremde und Beheimatete, Flüchtlinge und Seßhafte] ...denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus.“ (Gal 3,38).

Wie Paulus mit Onesimus umgeht, so sollen die Besitzer in Liebe und Zärtlichkeit mit ihren Sklaven umgehen. Welch' ein neues Weltbild!

Vor einigen Tagen haben wir St. Martin gefeiert. In der Liturgie wurde Mt 25,31-46 gelesen.¹ Martin teilte seinen Mantel und reichte ihn einem Bettler. In einer nächtlichen Vision erschien dem jungen Katechumenus Martin Christus und sagte: Du hast mich mit diesem Mantel bekleidet. In dieser frühen Legende finden wir die Anwendung von Mt 25. „Was ihr für einen dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“ Der junge Reitersmann Martin lässt sich herab vom hohen Ross und hilft dem Bedürftigen. Dies wird gewürdigt mit der Erkenntnis, dass er Christus selbst gedient hätte.

Ein weiteres Beispiel.

Als die hohen Herren des Hospitaliterordens der Johanniter sich im Mittelalter zur Krankenpflege aufmachten, – und diese Herren damals waren allesamt edel und blaublütig, da legte ihr Ordensgründer, der Selige Gérard Tonque (*1035 in Amalfi, +1120 in Jerusalem), einen neuen Maßstab an, den er aus Mt 25 übernahm. Die edlen Herren hielten in ihren Statuten fest, die Kranken seien als „die Herren Kranken“ anzusprechen und sie selbst wollten wie Sklaven ihren weltlichen „Herren Kranken“ aufwarten.

Gérard organisierte das große Pilgerhospital in Jerusalem neu und praktizierte religiöse Toleranz, nahm sowohl jüdische wie muslimische Kranke und Hilfsbedürftige auf.

Ein letztes Beispiel:

Bei Mutter Teresa von Kalkutta findet sich schon früh eine als mystisch zu bezeichnende Christuserfahrung in der Begegnung mit einem Sterbenskranken – und diese Begegnung ist auf jeden Flüchtling und Fremden übertragbar. - In einem Gebet schreibt sie:

„Herr, möge ich dich heute und jeden Tag in der Person deiner Kranken sehen und, während ich sie pflege, dir dienen. Auch wenn du dich in der unauffälligen Verkleidung des Reizbaren, des Anspruchsvollen, des Uneinsichtigen verbirgst, möge ich dich erkennen und sagen: ‚Jesus, mein Patient, wie gut ist es, dir zu dienen.‘“

„O Herr, gib mir diesen sehenden Glauben...“

O geliebte Kranke, wie doppelt teuer seid ihr mir, wenn ihr Christus verkörpert; und welche Auszeichnung für mich, euch dienen zu dürfen.“² Zitat Ende

¹ Ebenso wird Mt 25,31-46 in der Liturgie gelesen bei St. Severin (8. Jan), Hl. Johannes von Gott (8. März), Elisabeth von Portugal (4. 7.).

² Mutter Teresa, Worte der Liebe. Übers. Und erweitert von F. Johna, Freiburg 5.1977, 117f.

Was können wir hier lernen? Empathie und Sich-Eins-machen mit dem Geringen. / „Barmherzigkeit ist, so schreibt Kardinal Kasper in seinem Buch Barmherzigkeit. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens, „Barmherzigkeit ist nicht in erster Linie eine Frage der Moral, sondern des Christusbegriffs, der Christusnachfolge und der Christusbegegnung.“

Wer im Flüchtling Christus erkennt, der kann vor diesem hohen Kyrios nur demütig, in Liebe und in hoher Wertschätzung an ihn herantreten.

Dabei ist es nicht wichtig, ob ihnen eine christliche Flüchtlingsfamilie über den Weg läuft. Ist es ein muslimische, so lernen sie bei ihnen, was islamischer Glaube bedeutet und dass dieser nichts zu tun hat mit dem, was die verrückten IS-Leute propagieren. Es ist vielmehr ein Grund mehr, sich mit den Notleidenden und gottsuchenden Menschen auf den Weg zu machen.

Es geht, wie uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter verdeutlicht, um den Notleidenden, dem ich konkret begegne, dem ich der Nächste geworden bin und der auf meine Hilfe angewiesen ist (Lk 10,25-37). In diesem Armen begegnet mir Jesus Christus selbst.

Welch eine Chance, der wir uns als Christen stellen dürfen.

Lassen sich mich noch einen letzten Aspekt anführen.

Die Kenntnis unseres eigenen Fremd- und Flüchtlingsseins auf Erden verbindet uns mit jedem Flüchtling und Asylsuchenden.

Paradigmatisch wird uns bereits im zweiten Schöpfungstext der Bibel unser grundsätzliches Flüchtlingssein verdeutlicht.

Adam und Eva werden aus dem Garten Eden vertrieben. Sie leben nun als Flüchtlinge fern ihrer paradiesischen Heimat. Wie ist ein solches Leben denkbar? Die Fluchsprüche in Gen 3 vermitteln einen ersten Eindruck. Ist Vertrieben sein und Fremdsein, ist wohnen in der Fremde das normale Geschick des Menschen?

Am Ende unseres irdischen Lebens wird man für uns formulieren: „Ins Paradies mögen die Engel dich geleiten bei deiner Ankunft die Märtyrer dich empfangen und dich führen in die heilige Stadt Jerusalem.“ Dieser Gesang aus dem 7./8. Jh. deutet Sterben als rite de passage und verwendet dafür die endzeitliche Metapher von der Wallfahrt nach Jerusalem und den griechischen Begriff für gan eden, Paradies. Dort ist unsere ewige Wohnung. So wie Adam und Eva fern ihrer Heimat leben, so leben auch wir fern unserer Heimat bis wir im himmlischen Jerusalem angekommen sind. Und dies kann, so Offb 22, durchaus auf Erden sein.

Die sich anschließende Kain und Abel-Geschichte ist ebenfalls eine Paradigmengeschichte.

Kain erschlägt seinen Bruder Abel und muss fliehen. Der Herr sagt: „Na wa na, tihije ba-arez.“ Luther übersetzt: „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.“ (Gen 4,12). „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.“ Der Gewalttäter Kain ist eine gejagte, gehetzte Existenz. Ist die Wendung nicht ebenfalls eine Beschreibung für die grundsätzliche Verfasstheit des Menschengeschlechts?

Die Väter haben, so formuliert der Hebräerbrief, „bekannt, dass sie Fremde und Gäste auf Erden sind.“ (Hebr 11,13).

Der Unterschied zwischen einem Harz IV empfangenden Flüchtling und uns, die wir die Scheunen bis oben hin voll haben und meinen wir müssten diese durch noch größere erweitern, entlarvt Jesus als Narretei.

Wir allesamt sind nur flüchtige Gäste auf Erden, die nichts mitnehmen in die jenseitige Welt. Entsprechend kann uns die Empathie zu den Flüchtlingen und Asylsuchenden so manche Hybris ersparen.

Und so ist die Suche nach einer neuen Heimat, nach einem Ort der Ruhe und der Privatsphäre neben der Suche nach einer neuen Sprache das zweite große Anliegen aller Flüchtlinge und Asylsuchenden.

Erkennen wir die Zeit mit den Flüchtlingen und Asylsuchenden für uns als eine Zeit der Gnade.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!